

Der

kleine Robinson von Paris.

Erstes Buch.

1. Kapitel.

Onkel Thomas ist todt.

Eines der Häuser an den Gerbergräben in Bordeaux war schwarz behangen; ein Leichenzug bewegte sich aus demselben; man begleitete den Hausherrn zu seiner letzten Wohnung.

Unmittelbar hinter dem Sarge bemerkte man als Hauptleidtragenden, einen jungen, blassen Mann, mit brauner Gesichtsfarbe, von den Freunden des Verstorbenen geführt, und einer Menge Menschen jeden Alters begleitet. Den Schluß des Zuges bildete ein armer, kleiner Knabe von ohngefähr zehn Jahren, der schwach und leidend aussah.

Niemand beachtete ihn, obgleich sein schluchzen in das Herz schneiden mußte; sein schönes blondes Haar fiel in weichen, vollen Locken um die Stirne, und vermischte sich mit den Thränen, welche sein liebes Gesichtchen benetzten.

Sobald der Leichenzug auf dem Friedhofe angelangt war, wurden die herkömmlichen Ceremonien vollzogen, zu deren Schluffe man Weihwasser über das zugeworfene Grab sprengte. Als dies geschehen war, nahm einer der Anwesenden das Wort, und zählte in einer feierlichen Rede die Tugenden des Herrn Thomas auf, welcher ein reicher Aheuer von Bordeaux und nebenbei ein guter Sohn, ein treuer Gatte und ein liebevoller Vater war. Nach beendigter Rede zogen sich die Leidtragenden zurück, bald war es still um das Grab herum.

Der Knabe, welcher oben erwähnt ist, hatte sich bis dahin fern gehalten, nun aber eilte er herbei und warf sich weinend über den frischen Grabhügel, indem er laut ausrief: »mein Onkel, mein guter Onkel, soll ich Dich also nicht mehr sehen.« Verzweiflung lag in dem

Tone seiner Stimme, und der bloße Gedanke daran lähmte seinen Schmerz. Ein kalter Schauer zog durch seine Adern, die Thränen, welche seinen Augen entschlüpften, schienen sich zu verdichten. Er war vernichtet. Nach wenig Augenblicken jedoch erhob er den Kopf; der Todtengräber stand an seiner Seite.

Gehst Du nicht mit den andern, mein kleiner Freund? fragte der Mann.

O mein Gott! fuhr der Knabe fort, indem er sich mühsam erhob — wenn ich denke, daß er da liegt — in einem hölzernen Kasten, unter der Erde!

Der Herr, welcher hier begraben wurde, war wohl Dein Vater, fragte der Todtengräber, während er das Maß zu einem Eisengitter nahm, mit welchem man das Grab einschließen wollte.

Nein, Herr, er war mein Onkel, antwortete das Kind, indem es einen Schritt vorwärts that um sich zu entfernen, und doch wie von unsichtbarer Hand gezogen, nach dem lieben Orte wieder zurückkehrte.

Dem Anscheine nach war er ein guter Onkel.

O ja, ein sehr guter Onkel, er liebte mich sehr. Diese Worte erneuten den Schmerz und die Thränen des Kindes.

Es bleibt Dir wohl noch ein Vater?

Nein, Herr; mein Vater ist lange todt, ich habe ihn niemals gekannt.

Und Deine Mutter?

Ist auch todt.

Kannst Du Dich ihrer nicht mehr erinnern?

Der Todtengräber war wohl sehr neugierig, aber man muß es auch gestehen, der Nefse des Herrn Thomas war ein interessanter Knabe.

Ich war sehr klein, Herr, antwortete der Knabe. Ich kann mich nur mehr an ein weißes Bett erinnern, in welchem meine Mutter lag, vor demselben glaube ich noch meinen Onkel zu sehen, als er stehend meiner Mutter eine Hand reichte, während er mich mit der andere

liebteste, und die Worte sprach: »Meine Schwester, ich schwöre Dir, Deinem Camillo Vater zu sein.« Camillo bin ich. Darnach führte er mich in sein Haus, und ich sah meine Mutter nicht wieder. Selbst an das Haus in welchem wir wohnten kann ich mich nicht mehr erinnern.

Bist Du der einzige Erbe Deines Onkels?

Der Erbe! was ist das?

Was das ist? Das heißt, daß alles was Deinem Onkel gehörte Dein ist; sein Haus, seine Kleider, sein Geld.

Und auch seinem Sohne, unterbrach ihn Camillo.

Ah, hat er einen Sohn!?

Einen großen Sohn, derselbe, welcher hinter dem Sarge meines Onkels ging.

Die Erinnerung an den Sarg machte Camillos Thränen auf's neue fließen.

Der große, blasse, junge Mann, welcher mich für morgen zu sich beschied, um wegen des Steines und des Gitters zu sprechen? Ich gestehe, Dein Vetter sieht nicht sehr zartfühlend aus, er weinte nicht einmal.

Das kommt davon, weil er zum weinen zu groß ist, erwiderte Camillo, indem er die Thränen von seinen Wangen wischte, das ist nur für Kinder, und mein Vetter ist ein Mann; er hat Reisen gemacht; voriges Jahr war er mit meinem Onkel in Paris, wo sie drei Monate geblieben sind. Aber — leben Sie wohl Herr, ich gehe nach Hause, denn es wird dunkel, und Gustav könnte sich meinethwegen beunruhigen.

Wer ist Gustav?

Mein Vetter, er soll nun mein Vater sein, denn das hat ihm mein Onkel auf seinem Sterbebette empfohlen.

Armes Kind, dachte der Todtengräber, indem er Camillo mit den Augen folgte. Dieser ging mit schwerem Herzen; seine kleine Gestalt wendete sich von Zeit zu Zeit nach dem Orte um, wo Herr Thomas eben begraben wurde.

2. Kapitel.

Der Erbe und die Waise.

Da der Kirchhof von dem Hause des Herrn Thomas ziemlich entfernt war, so kam Camillo erst bei finsterner Nacht heim.

Seine erste Sorge betraf Gustav, welchem er nachfragte.

Er hat sich in das Zimmer des Verstorbenen zurückgezogen, antwortete der Diener, und hat verboten daß man ihn störe.

Ohne Zweifel will er sich dort ausweinen, dachte Camillo, welcher seit dem Augenblicke da sein Onkel den letzten Seufzer aushauchte, nicht zu weinen aufgehört hatte.

Indem er einen Leuchter aus den Händen des Dieners nahm, fügte er hinzu:

Gute Nacht Jakob, ich werde zu Bette gehen — werde mich niederlegen ohne meinen Onkel geküßt zu haben, nicht wahr, mein armer Jakob, das ist sehr traurig O! das thut wehe! — sehr wehe! —

Beruhigen Sie sich, Herr Camillo, sagte der alte Diener indem er sich eine Thräne trocknete, wir sind ja alle nur auf der Erde und durch das Leben zum Tode zu gehen.

Ja wohl; wenn wir aber weder Vater noch Mutter haben, wenn uns nichts bleibt als ein Onkel, und Gott uns auch diesen nimmt!? Doch — ich habe ja noch einen Better.

Hm! armes Kind — einen Better! Da bleibt Dir wahrlich nichts großes, murmelte Jakob zwischen den Zähnen.

Camillo mußte vor dem Zimmer seines Onkels vorbei, wenn er in das seinige wollte dabei konnte er dem Verlangen nicht widerstehen, sich der Thüre zu nähern.

Mein Gott! sagte er wehmüthig, wenn ich nur noch einmal meinen Onkel in seinem Armstuhl von rothem Damast sehen könnte! Wenn es mir nur einmal noch vergönnt wäre seine Stimme zu hören!

Indem er so sprach, legte er unwillkürlich das Auge an das Schlüsselloch, und sah das Zimmer von einem großen Lichte erleuchtet.

Gustav ist da, dachte er; — er weint wohl. O, wenn er mich nur ein Bißchen mit sich weinen ließe!

Er klopfte an.

»Wer ist da?« rief eine rauhe Stimme.

»Ich bin es, ich, Camillo; mache auf Gustav, ich bitte Dich.«

»Geh zu Bett, und laß mich in Ruhe«, erwiderte Gustav kalt.

Camillo wagte nicht seine Bitte zu wiederholen, aber er suchte zu erforschen was sein Vetter mache. Mit Erstaunen bemerkte er ihn vor einem geöffneten Schreibpulte stehen, und aus einer rothen Briestafche mehrere Blätter Papier ziehen, welche er der Reihe nach las und verbrannte, ohne die geringste Traurigkeit dabei zu zeigen.

Da Camillo den Zweck dieser Maßregeln nicht verstand, so beschloß er in sein Zimmer hinauf zu gehen; ganz nachdenklich darüber, daß sein Vetter nicht weine.

Am andern Morgen ging er zum Frühstück hinab, und fand Gustav eben im Begriffe die Mahlzeit zu beendigen.

»Ei, Du hast nicht auf mich gewartet?« sagte Camillo zu ihm.

»Bin ich da, um auf Dich zu warten?«

»Welch häßlicher Ton!« sagte Camillo. »Ist der Tod meines Onkels daran Schuld?«

Er setzte sich an den Tisch, und klingelte.

Warum klingelst Du? fragte Gustav.

Damit man mir mein Frühstück bringe, weil Du alles gegessen hast.

Ohne seinen Vetter zu beachten, befahl Gustav dem eintretenden Diener: Camillo wird in der Küche frühstücken; für die Zukunft merke Dir den Befehl für mich allein zu decken.

»In der Küche!? Was soll das bedeuten?« fragte Camillo, dessen Kummer sich bei den Worten seines Veters für einen Augenblick zu zerstreuen schien.

»Das bedeutet, daß ich allein Herr hier bin, und daß Du nichts bist.

»Wie — ich bin nichts? — bin ich nicht Dein Better?«

»Höre,« erwiderte Gustav, »Du bist zehn Jahre alt, und kannst verstehen, was ich Dir sage: Dein Vater und Deine Mutter hatten nichts, Du hast also nicht mehr als sie.«

»Ja, aber Du bist reich Gustav, Du bist es für Dich und für mich.«

»Du irrst; das was ich habe, ist für mich, für mich allein, verstehst Du?«

»Das sind Märchen!« Gibt es denn in diesem Hause kein Zimmer mehr für mich, ist an diesem Tische kein Platz mehr für Deinen Better?«

»Dieses Haus gehört mir . . . doch, ich habe nicht nöthig, mich mit Dir in Erörterungen einzulassen . . . Mein Vater hat für Dich gethan was er wollte, er war Herr seiner Handlungen. Von heute an bin ich hier Herr, und zeige Dir hiermit an, daß Du mein Haus verlassen mußt.«

»Und wohin willst Du, daß ich gehen soll?« fragte Camillo mit einem Blick voll Entsetzen.

»Wohin Du willst. Was geht das mich an?«

»Aber dennoch« . . . dann brachen ihm plötzlich die hellen Thränen hervor, mit gefalteten Händen fügte der arme Knabe noch hinzu: »Was soll ohne Dich aus mir werden, Gustav, schwach und kränklich wie ich bin, werde ich Hungers sterben, wohin ich auch gehen mag.«

»Und was wird man von Dir in unserm Stadtviertel sagen, wenn man erfährt, daß Du den Neffen Deines Vaters fortjagtest! daß Du Deinen Better verhungern ließeest? Wenn Du durch die StraÙe gehst, werden die kleinen Knaben mit Steinen nach Dir werfen!

Dieser sehr natürliche Schluß stimmte Gustav düsterer; er schwieg einige Augenblicke, dann erhob er plötzlich den Kopf und sagte mit einem angenommenen Tone von Sanftmuth:

»Du hast Recht, Camillo, Du sollst mich nicht verlassen; ich reise morgen nach Paris, wo ich Geschäfte habe, Du sollst mit mir gehen.«

»Ist es wahr!?... Nach Paris! Ich, ich soll Paris sehen!«

»Du sollst es sehen.«

»O, wie gut bist Du Gustav, lasse Dich umarmen.« Und Camillo hielt die geöffneten Arme seinem Better entgegen; dieser aber schob ihn gleichgiltig zurück und erwiderte: »Es ist schon gut, lasse mich nur; man soll Dir Dein Frühstück bringen.«

»O, ich bin nicht hungrig,« antwortete Camillo, indem er traurig den Kopf schüttelte... »Alles was Du mir da gesagt hast... dann, daß ich meinen armen Onkel nicht mehr sehen werde, das macht mir das Herz so schwer, so voll... ich könnte nichts essen.«

»Wie Dir's gefällt!« sagte Gustav und ging fort.

3. Kapitel.

Die Tuilerien.

Am ersten August 1836 stieg ein großer junger Mann mit einem Kinde aus dem Eilwagen, in dem Hofe des Postgebäudes zu Paris.

»Mein Gott, wie müde bin ich, Gustav!« sagte das Kind zu dem jungen Manne, »drei Nächte sind vergangen, ohne daß wir geschlafen haben.«

»Erwarte mich hier,« sagte Gustav. Er trat in die Aufnahmestube und näherte sich einem Beamten mit den Worten: »Wann geht der Eilwagen nach Bordeaux ab?«

»Um sechs Uhr, mein Herr.«

»Ist noch ein Platz da?«

»Es ist noch ein offener Vorderstz da.«

»Ich nehme ihn.«

»Für wen denn, mein Better?« fragte Camillo, welcher seinem Better gefolgt war, ohne daß ihn dieser bemerkt hatte.

»Was geht das Dich an?« antwortete Gustav ärgerlich, als er seinen Vetter so nahe bei sich sah. Nachdem er den Platz bezahlt, gab man ihm einen kleinen Papierlappen zurück. Nun nahm er Camillo an der Hand, und beide traten aus dem Posthofs.

»Wohin gehen wir jetzt?« fragte Camillo.

»Nach den Tuilerien, um meine Uhr richtig zu stellen.«

»Höre, ich erinnere mich, daß mein Onkel uns immer sagte, das Erste was ich thäte, wenn ich nach Paris käme, wäre das, daß ich nach den Tuilerien ginge um meine Uhr zu stellen. Armer Onkel! Es ist doch sonderbar, daß ich weinen muß, sobald ich an ihn denke...«

»Wirfst Du stille sein?« sagte Gustav, indem er die Hand Camillo's heftig schüttelte, mit welcher sich dieser die Augen abwischen wollte.

Dieser Ton schüchterte das arme Kind ein; es schwieg. Zerstreut durch den Anblick der vielen, reichen Magazine, vor welchen er mit seinem Vetter vorüber ging, rief er nur von Zeit zu Zeit aus: »Was für eine schöne Stadt ist Paris!«

Die beiden Reisenden kamen in dem Augenblicke bei den Tuilerien an, als man die Gitter öffnete. Es war noch kein Spaziergänger zu sehen. Gustav führte seinen Nefen in eine Seitenallee, und ließ ihn unter einem Kastanienbaume niedersetzen, dessen dichtes Laubdach Schutz gegen die Sonnenstrahlen bot.

»Bist Du hungrig?« fragte er ihn.

»O ja, mein Vetter.«

Gustav zog aus seiner Tasche zwei Birnen und ein kleines Brot.

»Da hast Du, iß.«

»Werden wir lange hier bleiben?« fragte Camillo essend.

»Gefällt es Dir hier nicht?«

»Vollkommen, aber siehe, wenn ich es Dir aufrichtig sagen soll: ich habe mehr Schlaf als Hunger.«

Und in der That, Camillo's Augen waren halb geschlossen; sein hübscher, blonder Kopf fiel bald auf die eine, bald auf die andere

Achsel. Die Stille, welche um diese Zeit in dem schönen Garten herrschte, der kühle Schatten, die Marmorbecken, in welcher Schwäne und Goldfische spielten, alles schien zur Ruhe einzuladen.

»Es ist leicht, Dich hierin zu befriedigen,« sagte Gustav; »Du kannst kein schöneres Schlafgemach haben, als hier im Schatten der Kastanien; strecke Dich aus und schlafe!«

»Und was wirst Du thun?« fragte Camillo, indem er alles zum schlafen ordnete.

»Ich habe ein Schreibzeug bei mir, ich werde mich damit beschäftigen einige Anmerkungen zu machen,« erwiderte Gustav verlegen. »Aber was für ein Buch legst Du da statt eines Kissens unter Deinen Kopf?«

»Es ist das letzte Geschenk meines armen Onkels, Robinson Crusoe.«

»Mache, daß Du einschliffst!« sagte Gustav rauh.

»Lies es zu Deiner Unterhaltung, während ich schlafe. Es ist die Geschichte eines armen Knaben, welcher auf einer einsamen Insel ganz verlassen war.«

»Schlafe, sage ich Dir.«

Nachdem Gustav das Buch aus den Händen seines Betters gerissen hatte, blätterte er darin.

»Lies . . . lies . . . es wird Dich unterhalten,« wiederholte Camillo gähmend, indem er sich die Augen rieb. »Armer Robinson! denke Dir Gustav, ein Kind in meinem Alter, oder doch ein wenig älter . . . ganz allein, ganz allein auf einer unbewohnten Insel . . . aber das schreckliche an der Geschichte ist nicht die unbewohnte Insel, es ist das, allein dort zu sein. Unter andern Gustav,« fügte Camillo lachend hinzu, »verlasse mich nicht während ich schlafe, versprich es mir, damit ich nicht die Angst haben muß ein neuer Robinson zu werden. Das ist ein komischer Gedanke, nicht wahr?«

Halb lachend, halb gähmend, schlief Camillo bald ein. Seine

Züge behielten noch im Schlafe die Spuren einer stillen Fröhlichkeit, und eines liebenswürdigen Vertrauens.

Gustav kümmerte sich um seinen kleinen Vetter nicht weiter. Er zog aus seiner Tasche ein Schreibzeug, welches in Saffian gebunden war, und eine Lage Briefpapier; dann bediente er sich des Buches wie eines Schreibpultes, und fing an zu schreiben.

4. Kapitel.

Das erwachen Camillo's.

Der Tag fing an sich zu neigen, als Camillo erwachte. Das erste was er hörte, war der Schlag der Schloßuhr.

»Sieben Uhr!« rief er aus, indem er sich dehnte, »ich habe gut geschlafen.«

Er öffnete langsam die Augen und besah sich seine Umgebung.

»Wo bin ich?« fragte er sich unwillkürlich; aber indem er sich in diesem Augenblicke an seine Reise und an seine Ankunft in Paris erinnerte, fügte er hinzu: »Ach, ich bin ja in Paris.«

Dann rief er Gustav; da er ihn auf dem Platze wo er ihn gelassen hatte nicht fand, so erhob er sich von seinem Lager, um ihn zu erspähen.

»Wo ist er denn?« Er hat sich wohl zum Scherze versteckt, um mich zu erschrecken?« Mit dem glücklichen Gleichmuthes seines Alters fing er an, die Gegenstände seiner Umgebung zu betrachten. Camillo wartete noch eine Zeit lang geduldig; es hatte eben halb acht Uhr geschlagen und Gustav erschien noch nicht; er schüttelte seinen kleinen Kopf, ohne gerade den geringsten Verdacht zu schöpfen.

»Ich habe zwölf Stunden geschlafen,« dachte er, indem er an seinen Fingern zählte; »Gustav hat sich gelangweilt, und mich darum allein gelassen, das gleicht dem Selbstfüchtigen! Wer weiß, ob er nicht ohne mich zum Mittagessen gegangen ist, darin erkenne ich ihn ganz.



Das Erwachen Camillo's.

Wenn er Hunger hat, kümmert er sich nicht darum, ob andere auch essen möchten, und wenn er satt ist, so meint er die ganze Welt müßte es auch sein. — Mir scheint, ich bin auch hungrig,“ fügte er laut hinzu.

»In der That, mein Kleiner, ich sah Dir schon lange schlafen zu,“ sagte ein dicker Mann zu ihm, der in einen blauen zugeknöpften Ueberrock gekleidet war, einen Degen an der Seite und einen Dreispitz auf dem Kopfe trug. »Was machst Du denn hier ganz allein?«

»Ich erwarte meinen Vetter,“ sagte Camillo gutmüthig.

»Bist Du denn gewiß, daß er kommen wird?«

»Das will ich hoffen, Herr; er kann ja nicht anders, denn er weiß, daß ich Paris nicht kenne.

»Kennt er es denn?«

»O, ganz genau, er war voriges Jahr hier mit seinem Vater, meinem armen Onkel, sie sind drei Monate hier geblieben; drei ganze Monate.«

»Und Du denkst nun hier zu warten bis Dein Vetter kommt?« fügte der Mann im blauen Ueberrock hinzu,

»Ich muß wohl, Herr; wo sollte ich denn hingehen?«

»Und doch, wenn Dein Vetter nicht kommt, ehe die Gitter geschlossen werden? . . . Wenn er auch schon drei Monate in Paris gewohnt hat, so kann er sich dennoch verirren.«

»Dann werde ich hier schlafen,“ antwortete Camillo traurig, aber Gott ergeben.

»Das geht aber nicht mein kleiner Freund, wann der Tambour den Zapfenstreich schlägt, so mußt Du aus den Garten gehen.«

»O, Herr, Sie lassen mich doch hier, wenn bis zu dieser Zeit mein Vetter nicht kommen würde?«

»Ich bin Aufseher hier in den Tuileries, es ist meine Pflicht die Leute von hier zu entfernen. Doch Dein Vetter kennt diese Verordnung, er wird ohne Zweifel kommen, Dich zu holen.«

Sobald der Aufseher sich entfernt hatte, konnte Camillo eine gewisse Unruhe nicht überwinden.

»Mein Gott,« sagte er traurig, und ohne zu bemerken, daß die Tuilerien sich mit einer glänzend geschmückten Menge zu füllen begannen, »wenn mein Vetter nicht wieder kommen wollte, wenn er sich verirrt hätte, wie dieser Herr sagte, was sollte dann aus mir werden? . . . Wohin sollte ich gehen? Und dann — ich bin hungrig, so hungrig, daß ich Schmerz empfinde.«

»Genug davon« — setzte er einen Augenblick später hinzu, »Gustav wird wiederkommen, wenn er sich verirrt hat, so wird er nach dem Wege fragen, er weiß es ja, daß ich ohne ihn verloren wäre. Wenn der Hunger nicht wäre, der mir den Magen zusammenzieht, ich würde ihn ruhig erwarten. Ich will lesen, das wird mir die Zeit verkürzen; ja lesen will ich, wenn anders er mir mein Buch nicht davon getragen hat. Nein, hier ist es.«

Camillo stieß einen tiefen Seufzer aus, und hob sein Buch auf; zu seiner großen Verwunderung fiel ein Brief heraus, welcher an ihn überschrieben war. Er öffnete ihn und las Folgendes!

5. Kapitel.

Brief eines Selbstsüchtigen.

»Mein lieber Vetter,

ich bin nicht reich genug, um für Dich zu sorgen; auch bin ich es Dir nicht schuldig, denn Du bist es im Gegentheil, welcher mir das Bischen Erziehung dankt, das Du erhalten hast, so wie alles andere, das Dir auf meine Kosten zugekommen ist, bis zum Kleide selbst, welches Du trägst.

»Ich werfe es Dir nicht vor, aber ich muß Dir sagen: ordne in Zukunft Deine Angelegenheiten selbst so gut Du kannst, und vergiß

es, daß Du einen Vetter hast. Paris ist keine entlegene, unbewohnte Insel, wie Du ganz richtig bemerkt hast; es ist eine große Stadt, reich an Hilfsquellen. Du kannst lesen, schreiben und ein wenig rechnen, das wird Dir gute Dienste thun.«

»Lebe wohl, Camillo; suche mich nicht auf, denn wenn Du diesen Brief liest, bin ich weit von Dir entfernt. Jeder Schritt, den Du versuchen würdest, um in mein Haus zu kommen, wäre unnütz. Ich bin Herr in meinem Hause; ich habe das Recht diejenigen hinauszu-jagen, welche mir mißfallen. Unterstehe Dich niemals, zu mir zurück-zukehren.«

»Es scheint mir überflüssig diesen Brief zu unterschreiben, denn Du wirst es errathen, wer ihn geschrieben hat. Betrachte mich wie einen Verstorbenen, und frage mir niemals nach.«

»Lebe wohl, zum zweiten mal, und damit für immer.«

6. Kapitel.

Der kleine, verwundete Hund.

Nachdem Camillo den Brief gelesen hatte, war er einige Zeit wie vernichtet. Dann fing er an, ihn aufs neue Wort für Wort zu lesen; nach jedem Satze dachte er über das Gelesene nach, und vermochte es immer nicht, an seine Verlassenheit zu glauben. Als er zur letzten Zeile kam, wo es hieß: Mit Gott, zum zweiten male, und für immer!« las er zu wiederholten malen. Jetzt blieb ihm kein Zweifel mehr, er war allein — allein zwischen der Menschenmenge, welche zu dieser Stunde in dem Garten an den Tuileries spazieren geht. Die Sonne war untergegangen, aber die Nacht noch nicht hereingebrochen. Obgleich ihm Gustav's Brief die Gewißheit gab, daß er verlassen ist, so wagte er es nicht, den einzigen Verwandten, welchen er auf der Welt hatte, einer solchen Grausamkeit fähig zu halten.

»Es wäre zu schlecht!« sagte er sich, »so schlecht, daß es gar nicht geschehen kann. Er will mich doch nur erschrecken!«

Camillo wagte es nicht seinen Platz zu verlassen, aus Furcht daß sein Vetter sich ganz entfernt, wenn er ihn hier nicht findet. Er war so sehr in Gedanken versunken, daß er keinen Hunger mehr fühlte; er dachte nur Eines, und dieses Eine beunruhigte ihn, und nahm seine ganze Vernunft in Anspruch.

»Allein! — Verlassen! — Was soll ich thun, wohin soll ich gehen?«

Es litt ihn nicht lange mehr auf seinem Platze; er erhob sich, und ging gerade vor sich hin.

Die Menge war in diesem Augenblicke so groß, daß er im gehen von allen Seiten gestossen wurde. Camillo mochte seine von Thränen feuchten Augen wenden wohin er wollte, er begegnete in diesem Gewühle keinem wohlwollenden Blicke. Der arme Knabe wurde kalt vom Kopfe bis zu den Füßen; er fühlte die Schweißtropfen sich verdichten, welche die Hitze auf seiner Stirne hervorgerufen hatte. Bald war er müde, die Spaziergänger anzusehen, darum blieb er vor einer Gruppe Kinder stehen, welche theils von ihren Erzieherinnen, theils von ihren Aeltern begleitet waren. Nur Camillo war allein in diesem großen, schönen Garten. Das Herz wurde ihm immer größer; dennoch wagte er nicht zu weinen, der arme Knabe. Der Hunger mit seinen Qualen machte sich auf's neue fühlbar, Zorn und Verachtung bewegten sein Gemüth, so daß er unwillkürlich ausrief: »O, Gott wird Dich strafen, mein Vetter!

Dieser Ausruf erinnerte ihn zugleich an Gott, darum fügte er hinzu: »Aber der gute Gott wird mich nicht verlassen, er wird Mitleid mit mir haben!«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein von Blut triefender Hund heulend herbeikam, und zu den Füßen Camillos einen Zufluchtsort suchte.

»Lasse mich zufrieden« — sagte er unwillig.

Demnach überlegte er: »Wie, ich bitte Gott Mitleid mit mir zu haben, und stoße ein armes Thier hilflos von mir!?

Er bückte sich, und nahm den Hund in seine Arme.

»So, ist das Dein Hund, Kleiner?« fragte ein alter Herr, welcher an Camillo vorüber ging. »Führe ihn an der Schnur, wenn Du nicht willst, daß man ihn tödte. Er hat einen harten Angriff überstehen müssen, um Dich aufzufinden; höre — bei jedem Streiche den die Schildwache mit dem Bajonette gab, um ihn am eintreten in den Garten zu hindern, glaubte ich ihn todt, aber nein, er erhob sich mir nichts, Dir nichts, und entwischte zuletzt den Verfolgungen des Soldaten. Darum glaube mir, mein Kleiner, es wird nöthig sein, daß Du ihn führst.«

»Dieser Hund gehört nicht mir, Herr, ich weiß auch nicht wem er gehört; aber er ist verwundet, Sie sollten ihn mit in ihre Wohnung nehmen, denn — Sie haben gewiß eine Wohnung.«

Man mußte sich in Camillos Lage befunden haben, um die trostlose Bitterkeit zu verstehen, welche in dem Seufzer lag, der diese Bemerkung begleitete.

»Der Kleine ist allerliebste«, sagte der Greis lachend. »Gewiß habe ich eine Wohnung, aber ich liebe die Hunde nicht, denn man muß stets Acht auf sie haben.

»Uebrigens, wenn sie Dir nicht lieber sind als mir, so brauchst Du diesen bloß frei zu geben, er wird es nicht mehr lange machen. Wenn er dem Bajonette der Schildwache entgeht, so entwischt er gewiß nicht den vergifteten Kugeln, welche man in den Straßen nach den herrenlosen Hunden schleudert. Du meinst es gut, zu mir sollte ich ihn nehmen! Kindern scheint alles möglich« wiederholte der alte Herr, indem er sich entfernte.

Der alte Herr ist ein wahrer Egoist! dachte Camillo, indem er den Hund lieboste, der ein klägliches röcheln hören ließ. Armer Hund,

er ist verwundet — fügte er hinzu, die Wunde prüfend, aus welcher das Blut quoll. So war es auch.

Ein Schlag mit dem Bajonette, hatte dem Thiere an einer Pfote die Haut weggerissen, so daß das Bein durchsah. Camillo vergaß seinen Schmerz, seine Verlassenheit, seinen Hunger, und beschäftigte sich mit dem armen kleinen Thiere, welches außer ihm keinen Beschützer hatte. Er sah umher, und bemerkte ein Wasserbecken, dorthin ging er mit seinem Schützling, näherte sich dem Rande desselben, und wusch die Wunde reinlich aus; dann riß er ein Stück von seinem Taschentuche ab, und wickelte es um die Pfote des Thieres. Dieses leckte ihm die Hände, und sah ihn mit einem Blicke an, den man also verdolmetschen konnte: »Du bist gut, ich danke Dir!« Camillo fühlte eine innere Befriedigung, und da er sich der Mahnung erinnerte, den Hund zu führen, so knüpfte er den Rest seines Taschentuches um dessen Hals.

Wenn die Spaziergänger sich nur ein Bißchen weniger mit sich selbst beschäftigt hätten, es wäre ihnen ohne allen Zweifel das Bild aufgefallen, welches in diesem Augenblicke Camillo mit seinem Hunde darstellte. Beide, einander gegenüber sitzend, sahen sich unbeweglich an, und in ihren Blicken lag ein stummer, aber unbeschreiblich rührender Ausdruck. Der Hund schien zu sagen: »Du hast mich gerettet und beschützt, verlasse mich nicht!« — Und Camillo: »Armes Thier, wir sind beide verlassen, was soll aus uns werden?«

Dann war es, als ob sie sich gegenseitig verstünden, der Knabe strich mit seiner Hand den Kopf des Thieres, und dieses wedelte mit dem Schwanze, und beleckte die Hand, welche es liebkooste.

Hier wird es am Platze sein, Camillos Bild zu zeichnen, so wie das, des verlassenenen Hundes.

Obgleich der Knabe zehn Jahre alt war, so gab man ihm doch nur sieben, weil er klein und zart war. Seine Züge waren fein geschnitten und geistreich; die Blässe seines Gesichtes gab ihm ein leidendes Aussehen; um seinen Mund lag der Ausdruck des Spottes, aber aus seinen schönen dun-

kelblauen Augen, sprach das tiefste Gemüth, das reinste Herz, das edelste Mitgefühl. Dabei war er reinlich, fast elegant gekleidet; er trug ein weißes Hemd mit gefältelten Halsstreifen, ein neues seidenes Halstuch, ein graues Beinkleid, eine blaue Tuchweste, weiße Strümpfe und lackirte Schuhe. Darum sah unser kleiner Freund mehr einem Kinde ähnlich das seine Aeltern erwartete, welche sich auf einen Augenblick entfernt hätten.

Das Thier war ein schwarzer, langhaariger Bologneser, welcher Stirne, Pfoten und Schwanzspitze roth gezeichnet hatte, sein Haar war seidenartig, seine langen, breiten Ohren, segten beinahe die Erde. —

Die einbrechende Nacht fand Camillo mit seinem Hunde noch in derselben Stellung, als ein Trommelwirbel jedem von ihnen den Kopf in die Höhe hob.

7. Kapitel.

Für zwei Kreuzer Brod.

Es war der Zapfenstreich.

Camillo erinnerte sich, daß er auf dieses Zeichen den Garten verlassen müsse, darum erhob er sich, nahm seinen Hund auf den Arm, dazu sein Buch, und den Brief seines Veters in die Hand, und ging auf den Ausgang zu, welcher nach der Straße Castiglione führte.

»Genug« sagte er zu sich im gehen; gleichsam um sich zu ermunthigen, »in meiner Verlassenheit bin ich noch glücklicher als Robinson Crusoe, welcher auf seiner entlegenen Insel nichts fand; hier hat man alles.

Er ging die Straße de la Paix hinab; mit ganz verwunderten Augen besah er die schimmernden Kaufladen, an welchen er vorüber ging, und die vielen Lichter; er konnte einen Ausruf der Ueberraschung nicht zurückhalten.

»Ach,« sagte er, wenn Robinsons Insel mit allem wäre so wohl versehen gewesen, man hätte keinen so dicken Band mit der Erzählung seines Ungemachs vollschreiben können.

Aber ich vergesse ganz, daß ich hungrig bin, ich habe seit heute Morgen nichts gegessen als meine Semmel, und zwei Birnen.

In diesem Augenblicke befand sich Camillo vor einem Wirthshause; es fiel ihm nicht ein hineinzugehen, denn seine Erziehung in der Provinz, und die einfachen, patriarchalischen Sitten in dem Hause seines Onkels, hatten in seinem Geiste die Vorstellung entwickelt, daß ein Gasthaus ein Vergnügungsort sei; darum setzte er seinen Weg fort. Indem er vor einem großen Gasthose vorbeiging, dessen Thor offen stand, trat er in den Hof desselben, um sich darin umzusehen.

Wenn mich jemand bemerken würde, dachte er, forderte man mich vielleicht auf in das Haus zu kommen. Er ging einige Schritte vorwärts; da sah er Kellner hin und herlaufen, und Hausknechte, welche vollauf zu thun hatten. Die einen trugen Schüssel und Teller die Treppe hinauf; die andern striegelten die Pferde, oder bespannten die Wagen; aber niemand bemerkte unsern kleinen Freund, niemand lud ihn ein ein wenig näher zu treten. In seiner kindlich, unschuldigen Weise konnte er dies gar nicht begreifen, und weil er meinte, daß man ihn nicht bemerkte, so trat er einige Schritte vorwärts in das innere des Hofes.

Vor einer offenen Thüre, über welcher die Worte geschrieben waren: »Hier spricht man die Hausmeisterin« stand eine alte Frau, welche ihn anrief:

»Wen wollen Sie denn, mein kleiner Herr?«

Niemanden, meine gute Frau, antwortete Camillo.

Ganz glücklich darüber, daß man ihn endlich beachtet, ging er auf die alte Frau zu.

»Was willst Du denn alsdann? warum kommst Du hier herein?« rief die Hausmeisterin in so unfreundlichem Tone, daß der Kleine beinahe einen Sprung zurück that.

Indessen faßte er sich bald.

»Ich dachte,« sagte er, »wenn Sie mich hier sehen, so werden Sie mich hereinrufen.«

Die Frau machte große Augen, und schaute den Knaben wiederholt an, denn seine Worte schienen ihr unverständlich.

Camillo fuhr fort: »Ach liebe Frau, ich bin müde, und sehr hungrig.«

»Unser Haus ist kein Wirthshaus, mache daß Du fortkommst; geh' sage ich Dir, Du stehst hier nur im Wege!«

Die unerbittliche Hausmeisterin, bekräftigte ihre Worte mit einer entsprechenden Geberde, und da sie sah, daß Camillo sich nicht sehr beeilte, packte sie ihn an der Achsel, und stieß ihn zum Hause hinaus.

Thränen rollten ihm über die Wangen herunter; »mein Gott! rief er aus, »wie grob ist diese Frau.« Ohne Ziel ging er weiter und kam an einen Bäckerladen.

Vielleicht gibt man mir hier ein Stück Brod, dachte er, und ging hinein.

Ein junges Mädchen saß am Ladentisch.

Der Empfang der Hausmeisterin in der »Rue de la Paix,« hatte ihn entmuthiget, darum fragte er jetzt ganz schüchtern: »möchten Sie mir wohl ein Stück Brod geben, Mamsell?«

»Sehr gerne, mein kleiner Herr«, erwiderte das junge Mädchen, indem es sich eilig erhob. Sie nahm ein Brod, und fragte mit einem anmuthigen Lächeln bevor sie es anschnitt: »für wieviel?«

»Für wieviel?« fragte Camillo; das kommt auf Ihren guten Willen an.

»Ei, das ist mir gleich!« antwortete das junge Mädchen. —

»Willst Du für zwei Kreuzer, für drei? Sprich doch.«

»Muß ich es denn bezahlen?« sagte der Kleine mit einer komischen Unschuld?

»Glaubst Du denn, daß wir es umsonst hergeben?«

Amanda, rief eine wohlgenährte Frau aus dem Hintergrunde des Ladens hervor, wo sie mit schreiben beschäftigt war, — plauderst Du schon wieder mit den Kunden, anstatt sie flink zu bedienen? —

Schneide dem Kleinen für zwei Kreuzer Brot ab, und wenn er nicht genug daran hat, so schneide ihm für vier Kreuzer ab.

Das junge Mädchen gehorchte.

»Hier ist für zwei Kreuzer«, sagte sie. Während sie ihm mit einer Hand das Brot reichte, hielt sie ihm die andere zur Entgegennahme des Geldes hin.

Camillo suchte in seiner Tasche, und wurde ganz roth, als er nur einen Kreuzer fand. Es war sein ganzer Reichthum.

»Das ist alles was ich habe« sagte er zitternd; seine Augen hefteten an dem Brote, dessen Theilung er fürchtete.

»Still! nimm schnell!« sagte das liebenswürdige junge Mädchen, indem es ihm das ganze Brot gab. Sie warf einen ängstlichen Blick nach dem Hintergrunde des Ladens, und ließ Camillo's Kreuzer in eine Schieblade gleiten, wo man ihn klingen hörte als er mitten in das Kleingeld fiel, welches darin aufgehäuft war.

Das arme Kind dankte, ging eilig weg, und setzte sich mit seinem Hunde in der Nähe des Ladens nieder, um nach Herzenslust zu essen.

8. Kapitel.

»Wie soll der Hund genannt werden.«

Camillo aß schon einige Augenblicke lang mit einer außergewöhnlichen Gier, als er, von dem Laternenschimmer unterstützt, die kluge Miene seines Hundes bemerkte, der vor ihm saß, und ihn ansah. Bei jedem Bissen, welchen der Knabe in den Mund steckte, erhob sich das verständige Thier und wedelte mit dem Schwanze. Sah es dann, daß zu seinem Vortheile nichts abgefallen war, so setzte es sich wieder, streckte seine Zunge hervor, und nahm eine traurige Miene an, so daß Camillo ganz bewegt davon ausrief:

»Armes Thier, es hat Hunger! Ich habe zwar nicht zu viel für mich allein, aber was liegt daran! Wir wollen theilen. Ich habe heute

zu viel gelitten, um gegen das Leiden anderer Geschöpfe unempfindlich zu sein. Nach diesem Worten theilte Camillo jeden Bissen mit seinem vierfüßigen Freunde. Wie freute das Thier sich jedesmal, wenn die Gabe sich wiederholte; es wußte nicht, wie es seine Freude ausdrücken sollte; bald sprang es, und wedelte mit dem Schwanze, bald wälzte es sich zu den Füßen seines neuen Herrn oder sprang an ihm hinauf, und sah ihn mit einem Blicke an, der zu sagen schien: »Ich bin Dein, von nun an gehöre ich Dir ganz; Du beschütze mich, und ich will Dich dafür nie mehr verlassen.« Dann erhob er seine Vorderpfoten, indem er sich auf den hintere hielt, und schien nur das Zeichen zu erwarten, auf das er eine Polka, oder irgend einen andern Modetanz zum besten geben solle.

»Gib mir die Pfote« sagte Camillo zu seinem Hunde.

Dieser gehorchte sogleich, indem er höchst anmuthig bald die eine, bald die andere Pfote darreichte. Der Knabe war entzückt darüber; die Herzigkeit dieses kleinen Thieres, ließ ihn seinen Kummer vergessen.

»Wie heißt Du denn?« fragte er ihn gedankenlos.

Das arme Thier konnte hierauf nicht antworten, machte aber seine Sprünge wieder; bald erhob es sich, setzte sich nieder, wälzte sich auf dem Straßenpflaster, oder keifte indem es sich um sich selbst drehte, unaufgefordert reichte es bald die eine, bald die andere Pfote; aber — seinen Namen konnte es nicht sagen.

»Ich möchte gar zu gerne wissen wie Du heißt«, sagte Camillo; (er sprach mit seinem Hunde, als ob dieser ihn verstehen könne) »denn, mein armer Freund, wir sind nun einmal Kameraden; Du bist der Gefährte meines Elendes, Du bist verlassen, und ich bin es auch; wir sind hilflos in dieser großen Stadt Paris, wie es einst Robinson auf seiner einsamen Insel war. Ich selbst bin Robinson, und Du, Du bist mein Freitag; bist schwarz wie er es war, nur konnte er sprechen, Du kannst es nicht! Vielleicht doch; antworte mir im Namen Freitags. Nein, nein! Du verstehst mich nicht; ach wie leid thut mir das, denn wenn ich mit Dir nicht sprechen kann, an wen soll ich meine Worte richten? Ach, lieber Gott,

ich glaube eine große Stadt, und eine unbewohnte Insel, haben Aehnlichkeit miteinander!

Wer weiß ob ich hier nicht obendrein mein Nachtlager bezahlen muß, so wie man für das kleine Stück Brot, das wir miteinander aßen, Geld abnahm; ach! ich hätte es mit Lust allein gegessen.

Geld habe ich nicht mehr; Du wirst mir auch nicht von großem Nutzen sein, obgleich es in der Fabel vom Löwen und der Ratte heißt, daß der kleine dem großen oft nützlich werden kann. Jetzt ist es einerlei, sei ruhig, ich verlasse Dich nicht, ich werde für Dich sorgen, Du wirst mich dafür lieb haben. Aber wie soll ich Dich nennen?

Garstiger, böser Vetter, fuhr der Knabe fort, wie konntest Du mich allein lassen, in diesem Paris? Es ist Nacht — wo soll ich eine Ruhestätte suchen?

Und er, wo wird er sein? Ohne Zweifel befindet er sich auf der Rückreise; o gewiß, jetzt weiß ich wohl für wen der Platz bestellt war; er war für ihn; o, was für ein schlechtes Herz hat er!

Komm ein wenig näher zu mir, mein Hündchen, komme, ich erzähle Dir, was mir mein Vetter angethan hat. Doch nein, die Geschichte ist zu häßlich, man könnte mich hören, ich will nichts böses von Gustav sagen, weil er der Sohn meines armen Onkels ist, des Mannes, der mich so sehr liebte. Ach, wenn ich an ihn denke, dann muß ich weinen. Wir wollen lieber von andern Dingen sprechen, zum Beispiel von Dir; ich werde Deinen Namen zu erforschen suchen, das macht mich meine Sorgen vergessen.

Mit einer geistigen Beweglichkeit, die nur dem Kindesalter eigen ist, suchte Camillo sich der Namen von den ihm bekannten Hunden zu erinnern, er sprach sie leise nach einander aus, und lauerte dabei auf jede Bewegung des Hundes, oder auf das geringste Zucken seiner Ohren.

Der erste Hund, dessen er sich erinnerte, hieß »Pacan«, wahrscheinlich gab man ihm diesen Namen, weil er sehr muthig war, und

die Wölfe bekämpfte, welche in den waldigen Ebenen der Gironde sehr zahlreich sind. Aber obgleich er den Namen »Pactan« in allen Tonarten aussprach, so zeigte unser kleiner Jagdhund nicht das geringste Verständniß.

Camillo nannte der Reihe nach: Diana, Kastor, Caro, Hector, der Hund rührte sich nicht.

Vielleicht, dachte Camillo, gibt man den Hunden in Paris andere Namen als in Bordeaux.

In diesem Augenblicke kam ein Mann vorüber, der einen Dreispitz auf dem Kopfe hatte, und in einen großen dunkelblauen Ueberrock gekleidet war, gerade als er sich Camillo näherte, pfiß er einem großen Windspiel, und rief darnach den Namen »Foz«.

Unser kleines Hündchen machte einen Sprung gleichsam, um dem Rufe zu folgen, bald aber legte er sich wieder zu den Füßen seines Wohlthäters, indem er ein freudiges Keurren hören ließ.

»Ach, Du heißt gewiß Foz?« sagte Camillo. Der Hund wedelte mit dem Schwanze und schien dadurch seine Bestimmung kund zu geben.

»Nun wohl, mein lieber Foz, wir haben mit einander zu Abend gegessen, nicht wahr, aber wir haben nicht getrunken, und ich bin doch sehr durstig; bist Du es nicht auch?«

Als ob der Hund ihn verstanden hätte, erhob er sich, lief nach einer benachbarten Straße, und sah sich wiederholt um, ob das Kind ihm folge.

Foz führte seinen Herrn bis zum nächsten Kreuzweg, in dessen Mitte ein Brunnen stand, aus dessen beiden Röhren reines, frisches Wasser floß; der Hund trank aus dem Becken, Camillo aus einer Röhre.

»Danke schön!« sagte dieser; »ich gab Dir Brod, Du gabst mir Wasser; wir sind einander nichts schuldig. Jetzt werden wir uns hier ein Lager zu recht machen, um, so gut es geht, unter freiem Himmel zu schlafen. Es ist nur gut, daß es so warm ist.

Camillo setzte sich auf den Fußsteig und wollte eben einschlafen, als der Mann mit dem blauen Ueberrock sich ihm näherte. Er hatte den Knaben nicht aus dem Auge gelassen.

9. Kapitel.

Die Sicherheitswache und der kleine Landstreicher.

»Was machst Du denn zu dieser Stunde hier, mein kleiner Freund! Weißt Du, daß es spät ist?«

»Sie sehen es, Herr,« antwortete Camillo, »ich plaudere mit meinem Hunde.«

»Ich hielt Dich erst für ein verlorne oder weggelaufenes Kind, aber an Deiner guten Kleidung erkenne ich meinen Irrthum.«

Als Camillo das Wort »verloren« hörte, zuckte es durch seine Glieder, er unterdrückte einen Ausruf. Sobald der Mann schwieg, fragte ihn der Knabe mit einer Miene, die man für Neugierde halten konnte, obgleich sie von der peinlichsten Unruhe hervorgerufen wurde: »Nun gut, wenn ich ein verlorne Kind gewesen wäre, was hätten Sie dann mit mir gemacht?«

»Ich hätte zu erfahren gesucht, wo Deine Aeltern wohnen, und hätte Dich zu ihnen geführt.«

»Sie sind sehr gut,« sagte Camillo aufstehend. »Sie führen also verirrte Kinder zu den ihrigen zurück. Wie nennt man denn dieses Amt?«

»Sicherheitswache.«

»Sicherheitswache! Und dabei bringen Sie die verirrten Kinder zu ihren Familien zurück. Aber, Herr, was machen Sie denn, wenn diese Kinder kein Daheim haben?«

»Dann stecke ich sie ins Gefängniß, denn Kinder ohne »Daheim« sind Taugenichtse oder Landstreicher.«

»Aber es könnte sich doch ereignen, daß sie nicht immer Landstrei-

cher oder Taugenichtse sind; wenn es z. B. einen kleinen Better gäbe, den ein großer Better absichtlich verloren hätte, um seiner los zu werden.«

Der Sicherheitswächter, dem das Geplauder des Kindes gefiel, sagte lachend: »Ein solcher Better wäre ein recht schlechter Mensch.«

»Wenn es aber dennoch so wäre.«

»Ich würde den kleinen Better nichts destoweniger ins Gefängniß führen, weil es nicht erlaubt ist, daß man auf der Straße übernachtet. Aber das Gefängniß ist weder düster, noch sehr traurig.

Wenn der kleine Better dort angelangt wäre, dann würde man ihn fragen ob er keine Aeltern hat, die Anspruch auf ihn machen; ist dieß nicht der Fall, so würde man ihn in ein Haus bringen, wo er sorgfältig gepflegt, und für einen bestimmten Beruf vorbereitet wird.«

»Da ist er ja ganz wie in einem Erziehungs Hause.«

»Das nicht, denn er darf nicht ausgehen, hat überhaupt keine Freiheit; auch würde es ihm nicht erlaubt sein, einen so hübschen kleinen Hund zum Gefährten zu haben, wie der Deine hier ist.«

Camillo wurde nachdenklich.

Es ist verboten, daß man auf der Straße schläft, sagte er sich, — das ist doch eigenthümlich! Robinson war auf seiner Insel in solche Verlegenheit nicht gekommen. »Ich danke Ihnen, Herr, und wünsche Ihnen eine gute Nacht,« fügte er laut hinzu. Dann nahm er seinen Hund und entfernte sich.

Zuletzt — dachte er im gehen — wird es in Paris für die verlassenen Kinder doch noch einen Zufluchtsort geben, welcher sie für das Verbot entschädigt, des Nachts nicht auf der Straße bleiben zu dürfen.

Aber bin ich nicht tausendmal mehr in Verlegenheit als Robinson Crusoe es war? Wohin soll ich gehen? Alle Thore sind verschlossen, wenn ich anklopfe so wird man mich ohne Zweifel nicht einlassen, sondern grob sein, wie heute Morgen jene Frau an den Tuileries; ich lasse mich nicht gerne beschimpfen.

Du lieber Gott, wo werde ich denn ein Nachtlager finden!

Gibt es denn nur verlassene Menschen und nicht auch verlassene Häuser! Das wäre etwas für mich und meinen Hund, nicht wahr Fox?

Gerade als er so dachte, fiel sein Blick auf eine kleine Laterne welche mitten in der Straße brannte. Er bemerkte zu seiner Rechten zwei Häuser, die noch im Baue begriffen waren, und ein Gerüste, vor welchem eine zweite Laterne brannte, welche einen schwarzen, eckelhaften Rauch verbreitete.

Das paßt uns! rief er freudig aus, hier sind zwei Häuser ohne Fenster und Thüren, und darum wohl auch ohne Bewohner; aus demselben Grunde hat man hier nicht um Einlaß zu bitten, kann also auch nicht abgewiesen werden; wir wollen hineingehen.

Aber das arme Kind täuschte sich; denn kaum hatte es zwei Schritte unter das Gerüst gethan, als eine heifere Stimme hervor rief:

»Wer ist da?«

Die Kraft versagte unserm kleinen Freunde. »So ist denn auch hier jemand, der mich wegschicken kann,« sagte er, indem er seinen Hund zurückhielt. Dann hob er die thränenfeuchten Augen gen Himmel, in dessen tiefem blau Millionen Demantsterne glänzten, kniete andächtig nieder und betete:

»Mein Gott, erbarme Dich über mich; was soll aus mir werden, wenn ich weder Nachtlager noch Nahrung finde. Gib mir Kraft mein Gott, sende mir durch Deinen heiligen Geist die Erkenntniß dessen, was ich thun soll, um dieser elenden Lage zu entgehen.«

»Hilf Dir selbst, so wird auch der Himmel Dir helfen,« sagte mir mein guter Onkel oft. Ich verlange nicht mehr als mir helfen zu können; mache doch, lieber Gott, daß man mich nicht ins Gefängniß werfe. Ich habe einige Geschichten gelesen von Kindern welche arbeiteten, um ihre Aeltern zu ernähren; ich möchte ja gerne arbeiten, wenn ich nur die Mittel dazu hätte. Indessen setze ich mein ganzes Vertrauen in Dich, mein Gott; nimm Dich einer verlassenen Waise an, eines

zweiten Robinsons, der tausendmal mehr zu beklagen ist in Paris, als der wirkliche Robinson auf seiner Insel es war.

Camillo's Gebet wurde durch ein zweites »Halt, wer da?« unterbrochen, das mit einer noch mürrischeren Stimme ausgesprochen wurde, als das erste.

Fox beantwortete es durch ein gedehntes Knurren.

10. Kapitel.

Der Invalide.

»Es ist also doch jemand hier?« wiederholte die rauhe Stimme.

Zugleich sah Camillo einen Invaliden auf sich zukommen, dessen zweites Bein aus Holz gemacht war, weshalb er sich im gehen auf einen Stock stützte.

»Du bist es, böser Wildfang, der all diesen Lärm macht?« sagte der Mann.

»Es scheint mir, daß ich noch nicht viel Lärm gemacht habe,« antwortete Camillo traurig.

»Wenn Du es gerade nicht selbst bist, der mich aus dem Schlafe weckte, so ist es doch Dein Hund; man kann in der verwünschten Straße Louis le Grand auch nicht eine Stunde ruhig schlafen!«

»Du schliefst? Ach dann warst Du sehr glücklich!« sagte Camillo immer in demselben Tone!

»Ich schlafe, ich schlafe!« wiederholte der Invalide, Du siehst es ja, daß ich nicht schlafe. Wenn ich einen Hund hätte wie der Deinige hier, aber die Sicherheitswächter haben mir vor kurzem meinen armen Austerlitz vergiftet! Er wurde in seinen alten Tagen sehr gefräßig; täglich wiederholte ich ihm: »Austerlitz, nimm Dich vor den Klößchen in Acht, folge mir!« Das half nichts; es war als hätte ich diese Worte zu meinem hölzernen Bein gesprochen; er wollte nicht hören. Eines Tages fand er unterwegs einen Fleischkloß, welcher ihn reizte; er konnte nicht wider-

stehen; bald darauf starb er in meinen Armen. Mein guter Austerlitz er war mein Freund, mein einziger Freund! Wir fanden einander in der Schlacht bei Austerlitz, und wurden damals beide verwundet. Ich verband ihm seine Wunde, er leckte mir die meinige rein. Von diesem Augenblicke an, haben wir, wie das Sprichwort sagt: »mit einander auf dem Lebensströme getrieben« — bis zum vergangenen Freitag, als mein Austerlitz seine Lebenstage beschloß.

Willst Du mir Deinen Hund verkaufen, oder besser, mir ihn geben, denn wenn ich ihn Dir bezahlen müßte, das würde mir ein wenig schwer werden, denn für den Augenblick ist meine Tasche leer. Lasse ihn mir, ich werde ihn Austerlitz nennen. — Ich finde es selbst für ein Thier schmeichelhaft, wenn es mit diesem ruhmumstrahlten Namen genannt wird. Nun — was meinst Du dazu?»

»Hören Sie mich, Herr Invalide, ich werde Ihnen einen Vorschlag machen: dieser Hund gehört nicht mir, darum kann ich ihn weder verschenken noch verkaufen, aber wenn Sie mir erlauben, daß ich mich mit ihm hier niederlege, so werden wir beide sie bewachen.«

»Das geht, mein Junge, das geht ganz gut; komm nur herein, das Schlafzimmer ist lustig; es hat vier Mauern statt der Tapeten, und der Himmel wölbt sich als Decke darüber. Das Bett ist nicht zu verachten, obgleich der Kornhändler hier gegenüber es geliefert hat; im Feldlager hatten wir es nicht immer so gut. Hast Du zu Nacht gegessen? Bist du durstig oder hungrig?»

»Ja wohl,« sagte Camillo voll Scham über sein Elend, »seit heute Morgen habe ich nur ein Stück Brod gegessen.«

»Armes Kind! Lasse es gut sein, ich habe hier ein Stückchen kalten Braten, den ein allerliebstes, kleines Mädchen mir gegeben hat, welches nebenan wohnt, dazu habe ich noch ein Stück Brod; was den Wein anbelangt, ja davon bleibt mir nie etwas übrig, das ist eine Gewohnheit, die mir aus meiner Dienstzeit geblieben ist; der Wein gehört immer mir, wir können keine Secunde beisammen sein, ohne einander zu

bekämpfen; aber das geht dann immer auf Leben und Tod, denn einer vertilgt den andern. Wenn Du Wasser haben willst, so findest Du welches, glaube ich, in jenem Krüge; ich sage: »glaube ich«, denn wenn ich mir nicht gerade die Hände oder meinem Schnurbart wasche, so brauche ich nicht viel von dieser unschädlichen Flüssigkeit. — Uebrigens Du verstehst es, die Vorräthe wegzuschaffen, mein Junge!»

»Wolltest Du vielleicht zufällig für morgen etwas aufheben?« unterbrach ihn Camillo, indem er plötzlich zu essen aufhörte.

»Geh, Du kleiner Rekrut, mache weiter! Etwas aufbewahren! Wozu denn? Der Vater la Tuile hat keinen sichern Tag mehr, darum hebt er sich auch nichts auf. Ich bin an dem Tage einer denkwürdigen Schlacht geboren, bin ein Kind des Heeres; unsre Siege haben mich groß gezogen, mir aber keine Gewißheit gegeben, ob der folgende Tag mir freundlich leuchten würde!

Und dennoch; seit mein hölzernes Bein mich einer Musterung unterwarf, und mich ins Invalidenhaus geleitete, könnte ich ein wenig ruhiger sein, aber das nützt nichts! man hängt nicht am Leben, wenn man gewohnt war auf Vulkanen zu wandern.

Unter andern; ich spreche wieder wie eine alte Elster, und vergesse ganz, mich zu erkundigen, wie es zugeht, daß Du an Deiner reinlichen netten Kleidung Dich in den Straßen von Paris befindest, dem Hungertode nahe, und ganz verlassen?«

»Herr Invalide, das kann ich Ihnen nicht erzählen, das ist zu häßlich,« antwortete Camillo.

»Du mit Deinem frommen Engelsgesichte hast etwas häßliches gethan,« rief Vater la Tuile aus.

»Nicht ich, Herr Invalide, mein großer Vetter; mein Vetter ist der Sohn meines verstorbenen Onkels; dieser Onkel war aber der beste Mann auf der Erde, darum mußte es ihm sehr wehe thun, wenn er wüßte was sein Sohn gethan hat, und so — weil — ach Sie verstehen mich gewiß — aus diesem Grunde kann ich nichts böses von meinem Vetter sagen.

»Wenn uns der Kriegsdienst nicht deutlicher und klarer wäre vorgeschrieben worden, als Du die Geschichte Deines großen Veters erzählt hast, so wären wir armselige Soldaten geworden . . . der Schlaf drückt Dir schon die Augen zu; gute Nacht! Du, Austerlitz hältst Wache, gute Wache. Noch einmal: »gute Nacht!« —

Nach diesen Worten zog der Invalide sich in ein kleines Zelt von Leinwand zurück, welches sinnreich über den Balken des Baues geordnet war. Camillo streckte sich auf einen Bündel Heu hin, und Fox lagerte sich zu seinen Füßen.

Einen Augenblick später war der arme Knabe in tiefen Schlaf versunken, und hatte all seinen Kummer vergessen.

11. Kapitel.

Die Maurer.

Bei Tagesanbruch wurde Camillo ganz plötzlich von seinem Hunde geweckt, welcher gewaltig bellte, da er halb mit ängstlicher, halb mit drohender Miene einem ganzen Heere von Maurern entgegen sah, welche sich gerade über den Theil des Hauses verbreiteten, wo sein neuer Herr, und der alte Invalide ruhten. —

»He da! Invalide! Vater la Thuile! rief einer der Maurer, wer sind denn die beiden Einwohner, welche in ein Haus ziehen, ehe es fertig ist?«

Nun, was gibt es denn weiter, es ist doch kein Wunder, sagte Vater la Tuile indem er die Leinwand seines Zeltes lüftete, und einen Blick nach Camillo warf, der sich voll Scham auf seinem Bündel Heu zusammenkauerte. Ich habe diese neuen Einwohner gastfreundlich aufgenommen, ist dabei etwas böses?«

»Es ist gewiß nichts Böses dabei,« erwiederte einer der Maurer, welcher ein Polier zu sein schien, »aber ich erlaube mir doch zu bemerken, Vater la Tuile, daß Ihr besser gethan hättet, den Wildfang zu seinen

Ältern zu führen, welche sich um ihn beunruhigen werden, als ihn hier gastfreundlich aufzunehmen.

»Ich habe keine Ältern, Herr Maurer«, sagte Camillo aufstehend und sich die Haare zurecht schüttelnd.

»Weder Vater noch Mutter?« erwiderte der Maurer.

»Ich hatte nur einen Onkel, dieser ist gestorben«. Die Erinnerung an ihn befeuchtete Camillo's Augen, er wischte eine Thräne weg.

»Weder Vater noch Mutter!« wiederholten alle Maurer, welche den kleinen Waisenkneben umgaben.

»Du weißt also gar nicht, wo Du des Nachts bleiben sollst?«

»Wo wohnte Dein Onkel?«

»Was für ein Geschäft hatte Dein Onkel.«

»Hat Dir denn Dein Onkel gar nichts hinterlassen?«

Alle diese Fragen folgten so rasch aufeinander, daß es für Camillo unmöglich war, sie zu beantworten.

Ruhig! unterbrach sie Vater la Tuile; Achtung dem Befehl, Kameraden! Wenn Ihr alle zu gleicher Zeit spricht, wem soll der Zunge antworten?

Nach dieser Fluth von Fragen, erwiederte Camillo also:

»Ich komme aus Bordeaux — gestern Morgens kam ich in Paris an, und eine Stunde später war ich ein verlassener Knabe, ein zweiter Robinson. Das ist meine ganze Geschichte.«

»Verlassen, von wem?« riefen alle Maurer zu gleicher Zeit.

»Das kann ich Ihnen, meine Herren nicht sagen; ich müßte den Schuldigen entehren; ja man würde ihn mit Steinen werfen, wenn er sich öffentlich sehen ließe. Aber sein Vater war so gut, der ist jetzt im Himmel bei Gott, es würde ihm Schmerz machen. Nein, nein, das könnte ich nicht.

»Ist das nicht ein eigenthümlicher Knabe,« sagten die Männer zu einander, indem sie sich verwundert ansahen.

»Glaubt es nicht« sagte einer der Maurer, er ist nichts weiter als ein kleiner Landstreicher, der seinen Ältern davon gelaufen ist.«

»Und warum sollte ich denn meinen Aeltern davon gelaufen sein, frug Camillo, dem ein solcher Verdacht das Blut in die Wangen trieb.

»Weil Du wahrscheinlich etwas schlechtes gethan hast, das die Peitsche verdient, der Du auf diese Weise entfliehen wolltest.«

»Ich wollte es wäre so!« sagte Camillo; »o gewiß, selbst auf die Gefahr hin mit der Peitsche empfangen zu werden, kehrte ich gerne nach Hause zurück.«

»Warum willst Du aber die Wahrheit nicht eingestehen?«

»Hören Sie« erwiderte Camillo, dem der Unwille über das falsche Urtheil Muth gab: »wenn einer von Euch einen Bruder, Vetter oder andern Verwandten hätte, der sich einer schlechten Handlung schuldig gemacht hätte, würdet ihr öffentlich darüber sprechen?«

»Nein, aber wir würden ihn züchtigen.«

»Das ist gut, aber ich, ich kann ihn nicht züchtigen, denn ich bin kleiner als er, und er ist dazu weit von hier entfernt; ich bin nur das Opfer seiner Schuld.«

»Was sollen wir davon denken?« sagten die Leute zu einander. »Der Knabe weiß wahrscheinlich nicht, wo er heute ein Frühstück hernehmen soll!«

»Ach ja, erwiderte Camillo, das ist wahr;« eine Thräne rollte ihm dabei über die Wange herab.«

»Was das Frühstück anbelangt, Kameraden,« sagte ein Arbeiter, »wir theilen mit ihm das unsrige; jeder gibt einen kleinen Theil des sei-
gen ab, das genügt für den Knaben.«

»Du denkst doch stets nur an die nächste Viertelstunde« fügte ein anderer hinzu; »wann er gefrühstückt hat, so wird er auch zu Mittag essen wollen, der arme Cherubim; er wird ein Abendessen bedürfen.«

»Ganz recht Poitevin, wir werden ihn auch damit versorgen.«

»Aber lange kann das nicht dauern. Wenn er nur stark genug wäre, um in die Lehre einzutreten!«

»Oder groß genug, um Dienste zu nehmen;« fügte der Invalide hinzu.«

»Man muß versuchen, wie er zu gebrauchen ist,« erwiderte der Polier.

In diesem Augenblicke hielt ein Wagen vor dem Bau, ein Herr stieg aus; die Leute gingen an ihre Arbeit; der eine ergriff eine Kelle, der andere eine Schaufel; ein Augenblick genügte, um jeden an seinen Platz zu stellen. Camillo allein zog sich in eine Ecke zurück.

Allein! nein, allein war er nicht, Fox war ja bei ihm.